

Demaskirt.

Eine Karnevalsgegeschichte von Erich zu Schirfeld.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Lante Sophie vernimmt hastende Schritte sich der Thür nähern, jetzt pocht es leise, und eine Stimme rufte: „Definet, schnell, schnell!“ Es ist Hans. „Gott, meine Ahnung!“ entfährt es der erschreckten Lante, während sie aufspringt und den Riegel der Thür zurückzieht. Da hämmt Hans herein, reißt sich den Domino ab und wirft ihn der Lante um. „Bitte, stehen bleiben!“ raunt er aber wie gelähmt Dastehenden höflich zu und verschwindet, sein erschrockenes Schwesterchen vor sich her drängend, hinter den schließenden Blattpflanzengittern. Kaum sind Beide geboren, als auch der Türke schon die Türe betritt. „Ha ha ha!“ lacht er heiser, „hier also ist Dein Asyl, schöne Slavka! Aber warte nur, Du wildes Bögelchen, jetzt habe ich Dich gefangen und werde Dich nicht wieder freilassen!“ — Bei dem Klange dieser Worte ist Lante Sophie krocklos aus ihrem Stuhl gestunken. Sie will sprechen, aber der Türke stößt in ihrer Brust, und im Kopfe wirbeln die Gedanken durcheinander. Der Türke hat sich vor ihr auf eine Knie niedergelassen und ihre Hände in die seinigen genommen. „Höre mich,“ spricht er, „höre mich, Du schönste aller Weiber! Noch habe ich Dein holdes Gesicht nicht ganz entbehrt gesehen, aber Deine Augen, Augen, wie sie nur Eine hat, lagen es mir, und mit dem Inbilde des Kenners fühlte ich es, daß Du schön bist. Ja, Mädchen, ich liebe Dich! Komme mit mir, daß ich Dich zur Herrin meines Hauses mache!“ Lante Sophie erbebt bis ins Mark. Es war wirklich der Baron von Pentelwitz, der da vor ihr auf den Knien lag und ihr Herz um Hand anbot. Ihr? — In den Schläfen pochte ihr jagendes Blut — doch Ruhe, Ruhe, Sophie! Sie überlegte.

„Und wer bist Du, Sohn des Drients?“ fragte sie endlich. Der Baron sagte, dieselbe Stimme — aber nein, das war ja Wahnsinn, wie ja unmöglich!

„Nun denn,“ sprach er unsicher, „wenn Du es durchaus wissen willst, ich — ich bin — nun meinestwegen: ich bin der Rentier Schmidt,“ sitzt er herbor.

„Ha ha!“ ausgeleuchtet, ausgeleuchtet, Baron, in der That eine sehr sehr werthvolle Entfaltung! Ha, ha, ha!“ Sie lachte, lachte immerzu, aber ihr Aachen klang fürchtbar — sie hatte begriffen! — Jetzt erkundete das Zeichen zur Demaskierung. Auch Lante Sophie riß ihre Maske herunter und warf den Domino ab. „Nun Baron,“ rief sie dem wie ein armer Sünder vor ihr stehenden Pentelwitz zu, „Sie haben freilich die Demaskierung nicht mehr nötig. Sie sind entlarvt.“ — Der Baron nahm mechanisch die Maske vom Gesicht, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. „Das war allerdings ein schauerhaftes Pech,“ murmelte er, „aber,“ fuhr er sich ermannend fort, „Sie sollen jede gewöhnliche Genugthuung haben, mein verehrtes Fräulein, jede! Ich fürchte, man hat uns Beide dährt. Gehen Sie mit großmüthig Zeit, mich zu lassen, dies Erwachen — war zu entsetzlich!“

Lante Sophie warf ihm einen vernichtenden Blick zu, — sie hätte ihn tödten mögen. War denn kein Rächer da? — Nein, keiner; selbst Hans war verschwunden und mit ihm sein leuchtender Mantel. Der Baron verbeugte sich und wandte sich der Thür zu. Doch was war das? Der dort stand wieder der rotze Domino und neben ihm der verhägte Professor, der dem Baron höflich ins Gesicht lachte. Dieser sah bald auf Lante Sophie, bald auf Kurt und seine Begleiterin. Wer von diesen hatte ihm nun den grandiosen Koffen gekippt? — Richtiglich sprach er auf seine noch immer maskierte Zehngenosin zu und ergriff sie beim Handgelenk. „Derz,“ schrie er, „Du warst die Strenge! Entpille Dich und zeige, wer Du bist!“ — Der rotze Mantel sank und der Baron konnte sich kurz weichen überaus zurück. Beide kannten ja dies Gewand, diese perlentwärlerte Dirkin nur zu gut, war es doch dasselbe Kostüm, das Gretche auf dem vorjährigen Kostümfeste des Kasino getragen hatte! — Kurt wandte sich schmerzdeutend ab. In solchen Mummensgängen also hatte sich jene angebetete Gretche hergegeben! So tonte tief in sich erniedrigend. Er, er hatte es ja selbst gesehen, wie dieser Wüstling sie im Arme gehalten. — Wenn der Zweck aber auch solche Mittel heiligen sollte, dann aber, ihre Todtume von Glück, aber, du schöner Glanz an die Weißlichkeit! — Der Baron ermannete sich schnell. Mit dynischen Lächeln zog er die letzte Wirtstreppe an sich und sagte: „Nun, reizender Fräulein, holde Noth, bist Du auch jetzt noch freude? Weigert Du Dich noch, mich den schuldbigen Erbit zu zahlen?“

„Duchaus nicht,“ erwiderte eine Stimme mit sonorem Klang, und der Mann, der soeben seiner Holben die Maske gewaltsam vom Gesicht nahm, um sich die lange erlehnten Rüsse zu rauben, prallte entsetzt zurück, denn nicht Othreds blühende Büppchen lagten ihm entgegen, sondern die glänzenden Büghe ihres Bruders, unter dessen Nase bereits der erste stark entwickelte Ansatz eines dunkel-schattigen Schnurbarts prangte.

„Ein Wubensfretz, ein elender Wubensfretz, den ich Euch gebeten werde!“ Webend in ohnmächtiger Wuth rief

es der Baron und stürzte zur Thür hinaus, verfolgt von dem schallenden Gelächter des übermüthigen Hans und seines nun wieder freilichigen Freundes Kurt.

Jetzt endlich konnte die in ihrem Versteck am ganzen Leibe zitternde wahre Gretche wieder hervorgezogen werden. Auch Lante Sophie hatte sich von ihrer Erregung noch nicht erholt. Schallhaft lächelnd trat Hans zu ihr. „Verzeihung, liebe Lante,“ sprach er, „es war wohl ein etwas toller Streich, aber er schien mir notwendig. Ich denke, nach dieser Demaskierung des...“

„Kinder,“ unterbrach ihn die Lante, „nenn mir den Namen nicht mehr! Ich“ fuhr sie mit einem leisen Anflug von Rührung fort, „es war freilich ein tolles Stück, aber dennoch, mein lieber Hans, danke ich Dir. Kurt, — Gretche, — nehmt Euch und werdet ein glückliches Paar, das sei meine Rede!“

Kurt und Gretche sind jetzt ein glückliches Paar und bewohnen die Villa Pentelwitzgärten, die bald unter den Hammer kam und vom Onkel Bornum für Gretche erstanden wurde. Auch der Traum der Lante ging in Erfüllung: sie schaltet und waltet, einer Herrin gleich, in dem herrschaftlichen Hause der „Kinder“. — Der Baron ist verschollen, man sagt, er habe sich vor freien Kläubigen nach Brasilien geflüchtet. Hans aber freunt sich noch heute der tollen Nacht, in der er so wader „über den Strang geschlagen“.

Reisende Frauen.

Von Silvester Frey. (Berlin.)

Während es früher als ein unerhörtes Wagnis erschien, wenn sich eine Frau entschloß, ohne männliche Begleitung oder überhaupt allein eine größere Reise anzutreten, ist dieser Standpunkt heute vollkommen überwinden. Einerseits trägt wohl die größere Selbstständigkeit dazu bei, welche das weibliche Geschlecht erlangt, andererseits jedoch die Verbesserung der Sitte, welche es demselben möglich macht, sich ohne einen besonderen Schutz aufzuhalten, wo es ihm beliebt. Dazu kommt, daß die Bequemlichkeit in den Verkehrsmitteln die Restlosigkeit überhaupt gesteigert hat, und da war es nur selbstverständlich, daß bei einer solchen verallgemeinerten Behergung auch die Frauen mit einem bestimmten Prozentsatz vertreten sind. Man erwäge doch, nicht allein wie beschwerlich, sondern auch mit welchen Kosten verknüpft eben eine Reise war. Nur eine Frau der sogenannten höchsten Stände konnte sich den Luxus derselben gestatten; die Weiche blieb immer noch den Widrigkeiten ausgesetzt, welche Mangel an genügenden Schutz und die wadgewordene Oier nach dem Bestizthum, welches sie bei sich führte, über sie verhängte. Sehr übel ergab es auch denjenigen, welche durch den Zwang der Verhältnisse dazu angehalten war, die bedeutende Strecke von einem Ort zum andern zurückzulegen. „Zu weiten Reisen“, so sagt Gustav Freytag in seinen „Wäldern aus der deutschen Bergangenhelt“, „werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft. Die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuzuppannen. Wer nicht wohlhabend ist, lüdt einen Retourwagen, und solche Reisegelegenhelten werden tagelang zuvor in den Wäldern angezündet. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordnären Post und einer schnelleren Postfuhre auch concurrenzlose Landkutschen an bestimmten Tagen. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Alenburg, Chemnitz, Wicau, Freyberg nicht so sicher, nach Meissen ging das „grüne“ und „rotze“ Marktstüff. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile war der gewöhnliche Fortschritt. Das Meilen auf den schlechten Landstragen war ein Wagniß. Noch im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft nach Frankfurt zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Unmessen und Weinbruch durchgedrungen war; nur eine Achse war zertrümmert.“

Da ist die Frau der Jetztzeit, sofern sie eine Reise anzutreten gedenkt, weit besser daran. Schon für die unteren Wagenklassen giebt es Coupes, in denen sie, abgesehen von den Männern, die Strecke zurücklegen kann. Wenn ihr der Ulgardendampf unbequämlich ist, kann sie in einem Coupé Platz nehmen, aus dem der Stimmstengel streng verbannt ist. Man erwählt ihr auch zitterliche Dentie, wenn ihr die Last der Gepäckstücke beim Ein- und Umsteigen den Schritt erschwert, oder räumt ihr im Coupé den besten Platz ein. Mehrstündige Reute behaupten allerdings, daß das zarte Geschlecht durch eine Ueberfülle von Galanterie und Aufmerksamkeit geradezu verwöhnt werde, und von Zeit zu Zeit taucht sogar eine Strömung auf, welche energisch eine entgegengesetzte Richtung einschlägt. „Im Coupé giebt es keine Höflichkeit, da giebt es nur Eßige!“ sagte einmal ein Herr, als ihm zum Wortwurf gemacht wurde, daß er seinen bequemeren Platz nicht der eintretenden Dame zur Verfügung gestellt.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß das schöne Geschlecht die Höflichkeit, welche man ihm schuldet, oftmals auf eine Art und Weise einfordert, durch welche sich der Mann verletzt fühlen kann. Dann treten Vorfälle zu

Tage, welche bei allem Humor, der ihnen inne wohnt doch stark zu denken geben. Einmal fehlten noch fünf Minuten, bis der Zug von Paris nach Versailles abgehen würde, als ein Herr eiltig in ein Coupé erster Classe steigt, die brennende Cigarre im Munde. Im Begriff, sich zu setzen, sieht er sich einer Dame gegenüber. Als ein Mann von guter Erziehung will er gerade die Cigarre zum Fenster hinauswerfen oder um Erlaubniß, weiter zu rauchen, bitten. Da fährt ihn auch schon die Dame mit rauhen Worten an, indem sie ihn auf jene Ungezogenheit aufmerksam macht. „Mein Gott“, erwiderte er, „ich wollte eben Ihrem Wunsch zuvorkommen, in dessen werde ich Sie nicht weiter beunruhigen.“ Sprach's und verließ mit stummer Verbeugung sein Gegenüber. Verstimmt nimmt er in einem Coupé dritter Classe Platz und dampft seine Havana. Da legt sich neben ihn ein zerlumpter, nach Knoblauch und Schnaps riechender Kerl. „Mein Freund“, wendet er sich an diesen, „hilt Du schon einmal erster Classe gefahren?“ — „Niemals!“ — „So komm! Ich habe hier ein überflüssiges Billet, das ich nicht verfallen lassen möchte.“ Und er fährt ihn in das eben verlassene Coupé, weilt ihm den Platz an und schlägt die Thür zu. Im nächsten Augenblick geht der Zug ab.

Aufmerksame Beobachter des Verkehrslebens haben gefunden, daß sich die Frauen der verschiedenen Nationen ebenso gut augenfällig von einander unterscheiden wie die Vertreter des starken Geschlechts. Sogar wir, wie sich unter Ergebenheit gestaltet. Die deutsche Frau kommt dabei ohne sonderliche Lobeserhebung und Tadel fort. Sie beansprucht keine übergroße Zuversichtlichkeit und fällt Niemandem durch ihre Gewohnheiten zur Last. Reist man sie in eine allgemeine Unterhaltung, so wird sie sich mit Geschick daran betheiligen, ohne die Annahme zu bestehen, daß sie die Führung der Unterhaltung an sich reißen möchte. Sie ist wißbegierig und läßt sich gern belehren. Willentlich das Gegenstück von ihr ist die Französin. In sonderlicher Betrachtung aller geographischen Kenntniß wirkt sie Staaten, Berge, Seen und Flüsse bunt durcheinander. Es kommt ihr gar nicht so sehr darauf an, daß sie weiß, wo sie sich befindet, wofür sie sich nur genügend unterhält. Sie zeigt stets einen vorzüglichen Humor, den sie höchstens verliert, wenn man ihr die Aufmerksamkeit vorenthält, welche sie als einen ihrem Geschlecht schuldigen Zoll unter allen Umständen einfordert. Kleine Verlegenheiten pilante Abenteuer bedeuten ihr die eigentliche Würze einer jeden Reise. Sie sucht dieselben oder läßt sie über sich ergehen selbst wenn sie dabei Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen muß oder gar gesellschaftlich in eine schlechte Stellung geräth. Die Russin ist excentrisch, bequem; entweder ist sie sehr geistreich oder sie sieht ziemlich unten auf der Stufe der Cultur. Die Italienerin untercheiden beide Arten sehr scharf und an den ersten Blick. Die Damen der ersten Jahrgang sehr gut erkennbar sich vornehm und lebenswürdig; die der letzteren sind unheimlich, von sich eingenommen, rüchichtslos und begaben am liebsten überhaupt nicht. Die Stalmetzerin ist auffallend rüchrig auf der Reise und festhomernde der Französin so unabhängig wie nur möglich. Sie ist selbstlos, beheliden, läßt sich ebenso wie die deutsche Frau sehr gern belehren und zeigt eine innere Fröhlichkeit, welche auch auf die Mitreisenden überquillt. Man trifft sie nur noch zu selten unterwegs, wo sie fast eine sehr geliche Reisegefährtin werden dürfte. Die Schönheiten ihres Vaterlandes haben sie keineswegs gegen diejenige einer fremden Gegend abgelumpft. Vielmehr verheißt und würdigt sie die Natur auch in largerer Gestaltung. Die Holländerin ist den Hotelbestimmern geradezu ein Schrecken in Bezug auf ihre Ansprüche. (?) Vor allem will sie keine Treppe steigen; dann genügt ihrem Heintlichkeitsgefühl selbst die sauberst gehaltene Wohnung nicht. Allerdings läßt sie sich belachen bei ihrer Abreise auch kein Schwächen zurecht und wenn sie in ihren Ansprüchen bestetigt war, darf die Wirklichkeit ihr nicht so sehr widersprechend vorkommen. Die Engländerin — damit wären wir zu der Reisenden par excellens gekommen, denn von allen Frauen der Welt, soweit sie in der Kultur in Beziehung getreten, reist keine Andere viel und so leidenschaftlich wie die Engländerin und die Engländerin. Leider ist sie unter den Mitreisenden wenig beliebt. Ihre Reise-Eigenthümlichkeiten haben allmählich ein wenig erfreuliches Ansehen gemacht, daß selbst die groß englischen Journale nicht umhin konnten, dieser Frage die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dabei darf die Offenbarkeit auffallen, mit welcher die Gründe beleuchtet, die Schuld gerügt werden.

„Unsere jungen Damen,“ sagt eine der angelegentlichsten englischen Zeitschriften, „sind ebenso wie ihre Väter u Brüder auf ihren Reisen nach dem Festlande äuserst gleichgültig gegen die Meinung, welche man von ihnen hat. Sie botanisieren, wandern; sie führen Hammer bei sich unterjochen Postkisten, graben nach Stücken von Urnenstücken sammeln Seethiere, studiren die Bauern und ihre Räte. Die jungen Männer im Zustande sehen sie wie We einer anderen Gattung an. Allerdings liebten sie sich an nicht wie eine Frau, welche gefallen möchte. Sie tragen Stiefel mit großen Nägeln, abschreckende Sonnenhüte und wenn sie sehr für Geirgischschneitellen eingenommen und rüchrig zu Fuß sind, sehen sie eine bestimmte Dorch für alte schätzige Pergamentrollen. Ihre Tracht besteht

sich meistens auf Stoffe, die wasserdicht sind oder aus
Glanzlewand bestehen. Auf den Reisen, welche sie ins
Ausland machen, tragen sie ihre alten Sachen auf."
Dieses Urtheil, welches sich Witzkeff John Bull von
ihrem Landsmann gefallen lassen muß, löst sich noch nach
mancher Richtung verwickelnd. Sie ist überaus an-
spruchsvoll; von den mitreisenden Herren verlangt sie eine
noch größere Nützlichkeit und Zuborommenheit, als John
Bull selbst unseren Damen, wofür er mit ihnen in Be-
ziehung kommt, beharrlich verweigert. Dabei erlaubt sie
sich Absonderlichkeiten, welche man in ihrer Heimat
überaus streng rügen würde. Vor kurzem stieg in
Schiffen eine Person in ein Damencoupee, welche
Jedermann beim ersten Anblick für einen Herrn halten
mußte. Abgeschlittenes Haar, Form des Hutes, Bälche,
Cravatte, Rock, Weste — Alles berechtigte zu dieser An-
nahme. Auch der Stationsbeamte war, als er an dem
Coupee vorbeifuhr, dieser Ansicht; deshalb gab er dem
Schaffner Befehl, den Herrn anderswo unterzubringen.
Witzkeff John Bull blieb aber ruhig sitzen, sich des Ver-
tragens, zu welchem sie die Veranlassung bot, mit betru-
glichen Lachen freudig. Als der Schaffner erbot die
Ehre aufzusteigen, sprach er verächtlich zurück. Denn nun be-
merkte er an dem unteren Theil der Kleidung, daß der
vermeintliche Herr eine Dame sei.

Wer wollte wohl in Worte stellen, daß die Möglich-
keit, eine große Reise ohne jede Begleitung antreten zu
können, ein unbedingter Vortheil für unsere Frauen ist!
Sie sind dadurch praktischer, selbständiger geworden.
Wie in den Wirren der Reise lernen sie alsdann auch in
denjenigen des Lebens überhaupt sich leichter behaupten
und orientieren. Andererseits soll man jedoch auch die
Nachtheile nicht außer Acht lassen. All die unvortheil-
haften Züge, welche das Reisen überhaupt dem Menschen
augenblicklich aufträgt, finden wir auch bei ihnen wieder:
die Hast, die Unbegehrlichkeit, die Nervosität.
Am wenigsten gut thut die Frau, bei einer jeden noch
so winzigen Fahrt in das Damencoupee zu flüchten: da-
durch schädigt sie die Männerwelt, welche gerade der
alleinstehenden Frau den Unterschied zwischen Aufzuchtlich-
keit und Aufmerksamkeit auf die distinkteste Weise begrün-
den mag. Deshalb ist jeder Mann ein mehr oder
minder eingefleischter Feind der Damen-Coupees, da diese
ihn die Möglichkeit nehmen, die Vangeweile einer Reise
durch amüthliche Frauengesellschaft zu vermeiden, der
kleinen schaltheiligen Duentheuer nicht zu gedenken, welche,
unter dem Gezwirne der Eisenbahnräder eingeleitet, oft
genug in Kirche und Stadesamt ihren Abschluß gefunden
haben.

Die Büste.

Von Marcel Prévost (Paris).

Es war im Jahre 1888, als die bis dahin notorisch
reaktionäre Gemeinde von Barnay (Departement Char) zum
ersten Male eine republikanische Gemeinderath wählte.
Dieser vollstän- dige Umsturz war das Werk des Grund-
besitzers Fernand Desclaux, der zum Ministerium in Paris
Beziehungen hatte und die Wähler durch die Hoffnung
auf eine strategische Eisenbahn zu verlocken wußte. Diese
nach Paris führende Eisenbahn wäre in der That für
das Städtchen, das Getreide, Eier und Gemüse im
Ueberflus produzierte, von außerordentlichem Nutzen ge-
wesen.

Herr Fernand Desclaux wurde zum Maire erwählt. Als
Adjunkten erhielt er den Maurermeister Barrache und den
Schulmeister Compaign. Der Maire kamme aus einer
alten liberalen Familie. Seine Adjunkten aber und der
Rest des Gemeinderathes, die alle erst ganz frisch be-
setzt waren, sahen noch immer ein recht lautes Gesicht, wenn
man sie Republikaner nannte.

Ein Zwischenfall ließ dieses eigenthümliche Verhältnis
gleich in der ersten Sitzung des neuerwählten Gemeinderathes
klar zu Tage treten.

Der Ramin des Rathungssaales war nämlich mit
einer Gipsbüste geschmückt, und die Büste — wird man es
glauben? — war noch die Napoleon's III. . . Mein
Gott, ja, die des Kaisers. Sein Abbild hatte an diesem
Platz alle Stürme überdauert, die Frankreich in den letzten
zwanzig Jahren durchgemacht hatte. Es blieb unver-
ändert nach dem Sturze des Potentaten, nach seinem Tode
und überlebte sogar den Niedergang seiner Partei; Bar-
nays war eben eine kleine Stadt, die weitab von den offi-
ziellen Meilensteinen der neuen Staatswürdenträger lag.

Der Maire erklärte, diesem unpassenden Zustande müsse
ein Ende gemacht werden, und es gelang ihm ohne Mühe,
den Beschluß durchzusetzen, daß die Büste Napoleon's III.
in die Kumpellammer des Rathhauses verzielt werde.
Als er aber beantragte, auf Kosten der Gemeinde eine
Büste der Republik für den leeren Platz zu erwerben, stieß
er auf einen ebenso unerwarteten als hartnäckigen Wider-
stand, den er erst durch die Erklärung, die fragliche Büste
auf seine eigenen Kosten anschaffen zu wollen, zu beseitigen
vermochte. Erst unter dieser Bedingung war man mit
seinem Antrag einverstanden und beschloß sogar eine
Adresse an den Unterpräfekten mit der Bitte, die neue,
sofort in Paris bestellte Büste einzuweisen zu wollen.
Der Unterpräfekt antwortete telegraphisch: „Ich werde
mich glücklich schätzen, die Büste, endlich der Reaktion ent-
ziffene Gemeinde Barnay zu besuchen.“

Fünf Tage später brachte die Post eine längliche Kiste,
die allerorten mit „Vorsicht“, „Zerbrechlich!“ bedruckt
war.
Herr Fernand Desclaux ließ die Gemeinderäthe zusammen-
rufen, und die Kiste wurde in ihrer Gegenwart mit einer
gewissen Festschicklichkeit eröffnet. Sie enthielt eine

beträchtliche Menge Heu und Papier, darunter aber nichts
weiter, als eine Anzahl unzüchtiger Gipsstücke. Die Büste
war auf der Bahn zerbrochen, und nur der Sockel mit
den lobverarmunderten Buchstaben R. F. war ganz ge-
blieben.

Auf den Gesichtern der Gemeinderäthe malte sich, wie
der Wahrheit gemäß konstatiert werden muß, ein schaden-
frohes Grinsen. Aber Herr Fernand Desclaux ließ sich
nicht betören. Er erklärte, sofort an die Eisenbahndirek-
tion, die zum Ersatz des Schabens verpflichtet sei, eine
Eingabe machen zu wollen.

Und in der That, er hatte sich nicht getäuscht: nach
acht Tagen kam wiederum eine Kiste an, die ebenfalls in
Gegenwart des Gemeinderathes mit allen erdenklichen Vor-
sichtsmaßregeln eröffnet wurde. Und als man das Heu
und Papier entfernt hatte, brachen die Gemeinderäthe in
einen einstimmigen Ruf der Bewunderung aus. Das war
keines der gewöhnlichen, nichtszagenden Abbilder der Re-
publik, sondern ein herrliches, jugendliches Weib, die
physische Büste auf dem Haupte, mit nervösen Hals-
schlägen und die Kehle wie geschwellt von einem revolutionären
Rufe.

Barraché, der Adjunkt und Maurermeister, war bestiegt.
„Donnerwetter!“ sagte er, „das ist ein forsjer Kerl.“

Als nun aber der Maire die Büste aus ihrem Heu-
bette heben wollte, um sie auf den Kaminsims zu stellen,
da geschah etwas Ueberausendes, ganz Unerwartetes: das
herrliche Frauenbildniß spaltete sich langsam in drei Theile.
Niemand hatte vorher die feinen Risse, die sich durch die
Gipsmasse zogen, bemerkt.

Diese Härtnackigkeit des Schicksals hätte auch einen
Stärkeren, als Fernand Desclaux niedergebissen. Unbe-
weglich und schwelgend blühte er auf die in drei Stücke
gegangene Republik und fragte sich, was nun zu thun
sei. Wiederum die Eisenbahndirektion haßpflichtig machen
und zu Gefahr laufen, zum dritten Male einen Haufen
Gipsstücke geliefert zu erhalten? Nein! Da war es schon
besser, auf den schönen Plan ganz zu verzichten und den
Unterpräfekten zu bitten, daß er unter den abhandlenden
Umständen von der Einweihungsertheilung Abstand
nehme.

In diesem Augenblicke sagte Barraché, der die Büste
schon eine Weile aufmerksam betrachtet hatte:

„Das würde ich bald zurecht gemacht haben, wenn man
es mir anvertrauen wollte, dieses Frauenzimmer.“

„Ihr wäret dazu im Stande?“ rief der Maire und
wäre seinem Adjunkt fast um den Hals gefallen.

„Aberdings,“ erwiderte dieser. „Es fehlt ja kein Stück
daran. Ich stehe das Ganze um einen Stod und verschmiere
die Risse mit Gips, ganz einfach. Und das hält dann
viel besser, sag' ich, als wie es noch neu war.“

Man übergab die Büste dem Maurermeister Barrache
und dieser nahm sie mit nach Hause, um sie noch am
selben Tage wiederhergestellt auf die Mairie zu tragen.
Die Risse waren in der That nicht mehr zu sehen; die
Büste wurde in der Vorhalle der Mairie aufgestellt. Die
ganz Bevölkerung besaßte um sie herum, um sie zu be-
trachten, und die allgemeine Bewunderung stellte sich
zwischen dem Maire, dem großherzigen Käufer und dem
Adjunkten, dem genialen Wiederhersteller.

Am anderen Tage zeigte sich jedoch eine eigenthümliche
Erscheinung: Die Republik begann sich von Neuem zu
theilen und eine Anzahl von kleinen Rissen sprangen auf
der Stirn, den Wangen und dem Halse der Büste auf.
Erschröck eilte der Maire zu dem Meister Barrache, doch
dieser trakte sich den Kopf und meinte, „daß ich vorherhand
nichts zu machen, das ist der Gips, der sich von innen
beim Trocknen gehobelt hat.“

Mit Bindeseile verbrütete sich das Gesicht von dem
neuen Unfälle, und wiederum kamen die Gemeinderäthe
in die Schranken, um sich durch den Augenschein davon
zu überzeugen. Die Reaktionäre triumphierten und der
Herr Maire rief sich die Hände: „Seht, sie trakt
schon, ihre Republik . . . das wird eine schöne Ein-
weihung geben.“

Aber wiederum war es Barrache, der durch eine geniale
Kombination von Heu und Gips den Schaden zu repara-
tiren wußte. Das Abbild sah nach dem Anstrich zwar
um eine Schattirung dunkler aus, war aber immer noch
recht repräsentabel, so daß man guten Muthes die Ein-
weihung auf den nächsten Sonntag ansah. Und um
diesem Feste den Charakter einer wirklichen Enthüllung
zu geben, schlang man um die Büste ein Stück Lein-
wand . . .

Es war am Vorabend der Einweihung, als der Ad-
junkt Barrache mit besorgter Miene zu dem Maire kam und
sagte: „Wir sollten doch einen Blick auf diese Republik
werfen, vielleicht, daß sich hier und da noch ein kleiner
Riß gezeigt hat.“

Der Maire wurde von der Besorgniß angesteckt, Beide
begaben sich in das Rathungszimmer und lästeten den
Schleier. Der Anblick, der sich ihnen bot, war ein
schredlicher.

Das ganze Antlitz der Republik, ihr Hals und Nacken,
ja selbst ihre physische Büste war mit grünlichen Punkten
bedeckt, abwechselnd mit großen Flecken von einer ganz
abscheulichen Farbe. Man hätte glauben können, eine
Figur aus einem Wachsgipsfigurenkabinett vor sich zu haben,
an der die Wirkungen irgend einer entseßlichen Saurkraut-
heit demonstriert werden sollten.

Der Maire und sein Adjunkt standen wie angebetet
Barrache war der Erste, der etwas Fassung gewann. Er
trakte mit dem Nagel an der Büste und sagte: „Da ist
nichts weiter schuld, als der verdächtige Lehm.“

„Ja aber, zum Teufel, wir sind die Geleimten,“ er-
widerte der Maire ärgertlich. „Wir können ein solches Mon-
strum doch unmöglich entfallen. Und das ist allein eure
Schuld, Barrache, mit euren verdamnten Reparaturen.“

Jetzt haben wir nicht einmal die Zeit, eine neue Büste zu
bestellen.“

Barrache lenkte sein schuldbeladenes Haupt und sah
trüblich zu Boden. Doch plötzlich leuchtete es in seinen
Augen auf: „Wir haben doch noch die Büste meines
Kaisers?“

„Ihr seid wohl von Stunnen, Barrache! Die können
wir doch unmöglich morgen durch einen Unterpräfekten
der Republik einweisen lassen!“

Barrache zinkierte lästlich mit den Augen: „Fällt mir
ja auch gar nicht ein. Aber liegt her, den Schürer- und
Ankebelort fort und auf den Kopf so eine Büste wie die
da, und die Republik ist fertig.“

Der Maire wollte Einwendungen machen, doch der
schlagfertige Adjunkt ließ ihn gar nicht zu Worte kommen:
„Was wollt ihr? Kann denn Jemand sagen, die des Kai-
sers Büste ist die Republik? Wer hat sie gesehen, wer will sagen,
so sieht sie aus und nicht anders?“

Der ewigen Widermüthigkeiten müde stimmte Fernand
Desclaux dem neuen Vorschlag zu, verlangte jedoch von
seinem Adjunkten, daß er zu Niemand darüber spräche. . .

Barrache eilte nach Hause, um Gips zu holen, und
machte sich dann an die Arbeit. Die ganze Nacht über
schaffte er mit seinen groben Maurerhänden an der Büste
des Kaisers, und als der Morgen graute, rief er den
Maire zu dem vollendeten Werk. Mit ihrer gekrümmten
Stirn, der plumpen Nase und den hängenden Wangen
war es zwar eine recht sonderbare Republik, die des Kai-
sers Barrache; aber die physische Büste machte Alles
wieder gut. Der Maire war ganz erstaut, daß seinem
Adjunkten das Werk so gut gelungen sei und rief aus:

„Das ist gar nicht so übel, Barrache. Offen gestanden,
ich hätte es Euch eigentlich gar nicht zugehört.“

„Man thut eben, was man kann,“ verlegte dieser be-
scheligen. Und mit einem vergnügten Schmunzeln legte er
ein Paquet in die Hände des Maire: „Da, das
gut auf; wer weiß, ob wir es nicht noch einmal
brauchen . . .“

„Was ist es denn?“

„Es ist der Bart des Kaisers. Ich habe ihn sorgfältig
abgenommen, sehr sorgfältig. Denn seht, mit allem
Respekt vor Euch, ihr werdet mich verstehen — hm, wenn
es der Republik mal schlecht gehen sollte, dann nehme ich
den Ding da die Büste ab, flehe ihm Schürer- und
Ankebelort an, und sich da, mein Kaiser steht wieder auf
seinem alten Plage, ohne daß der Gemeinde aus nur
einen Sou kostet.“

Räthselstücke *)

Räthsel.

Die beiden Ersten nennen Euch
Ein treues Hirtenpaar,
An Farbe und Gestalt sich gleich,
Hals rüht, bald helle gelblich,
Sie sind zu dienen Euch bereit
Bei Tage und bei Nacht;
Doch wenn ihr Euch der Haß' erheit,
Ist auch ihr Aert vollbracht,
Sie tömten über Fed und Flur,
Beim Jäger oft recht weit,
Verfolgen dann des Wildes Spur
Im Waide weit und breit.
Sicht ihr beim triden Kampfenchein,
Sind sie Euch oft recht feind,
Und wenn Gelänge Euch erweun,
Gehn selten sie umher.
Die Dritte sendet ihr daher,
Und wohl Euch, wenn's Euch treu;
Ein treuer Bote nicht oft mehr
Als Brief und Schreibere.
Das Ganze — was das Ganze sei,
Das rathet mit Geschick!
Dit mach't's von mancher Laft euch frei,
Doch ist's nicht „Augenlid“.

Ich wundert' in des Ersten Büste
Vertritt in Einigkeit und Roth,
Kein Stern, kein Lichtstrahl mich begreißt,
Wir droht' naß ein grauer Tod.
Da hört' ich fern und laut erklingen
Der beiden letzten holden Ton —
Wie strebt mein Schrei hindurchdringend!
Er tönt hinaus, man hört ihn schon.
Es naßen belinde Gestalten,
Den Abgrund heilt ein fremdlich Licht,
Der Menschheit treues Halter,
Das Graun der Ersten lüht durchdringt.

Ich ward' gerettet, wohl gezeugen
Im Rücken, fremdlichen Hülf;
Fortwunder' ich am nächsten Morgen,
Erreichte bald der Heimat Ziel.
Dit lehren freudig die Gebranten
Zu dieser Weltumstüßung zurück;
Seh' blühend ich das Ganze ich wanken,
Da steht sie hell vor meinem Bild.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntagsnummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichen
Bege richtige Lösungen einbringen, werden dann auch veröffent-
licht.

Aufösungen der Räthsel aus letzter Sonntagsnummer.

Auflösung des 1. Räthsel's: Zeitschrift.

Auflösung des 2. Räthsel's: Zunge.

Auflösung des 3. Räthsel's: Dage, Dofe.

Wichtige Wlungen: 1, 2 u. 3: Ernst Schaefer, 1 u. 3: G.
Dreyhaupt, 1 und 2: F. Wolf.

(*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Tischler.